

Wolfgang Pohrt – Werke Band 8.1

Wolfgang Pohrt (* 5. Mai 1945; † 21. Dezember 2018) studierte Soziologie, Psychologie, Politische Wissenschaften und Volkswirtschaftslehre in Frankfurt und Berlin. 1976 erschien seine Dissertation »Theorie des Gebrauchswerts«. Er arbeitete von 1974 bis 1980 als Assistent am Lehrstuhl für Soziologie an der Universität in Lüneburg. Danach war er freier Publizist und veröffentlichte in zahlreichen Zeitschriften. Von 1990 bis 1994 erstellte er im Auftrag der von Jan Philipp Reemtsma ins Leben gerufenen Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur Studien über das »Massenbewusstsein« in Deutschland, die sich methodisch an Adornos »The Authoritarian Personality« orientierten. Im Auftrag dieser Stiftung arbeitete Pohrt 1995-1996 an einer Untersuchung über Bandenbildung. Danach Tätigkeiten in verschiedenen Forschungsbereichen. Erst 2011 schaltete sich Wolfgang Pohrt wieder in die öffentlichen Debatten ein, hielt Vorträge und publizierte weitere Bücher.

Wir danken Rudolf Görtler für Korrekturlesen und Registererstellung, René Wiegel für die Digitalisierung von Manuskripten und Eva Berger für Recherchen im *taz*-Archiv.

Edition
TIAMAT
Deutsche Erstveröffentlichung
Herausgeber:
Klaus Bittermann
1. Auflage: Berlin 2020
© Verlag Klaus Bittermann
www.edition-tiamat.de
ISBN: 978-3-89320-264-5

Wolfgang Pohrt

Werke

8.1

**Herausgegeben von
Klaus Bittermann**

* * *

**Harte Zeiten 1994
Texte 1992-1997**



**Critica
Diabolis
282**

**Edition
TIAMAT**

INHALT

Harte Zeiten

Vorbemerkung – 9
Abschied ohne Tränen – 11
Die Suche nach dem Kriegsgrund – 25
Das ist Wahnsinn da draußen – 35
Rostock I: Ohne Fleiß kein Preis – 56
Rostock II: Was sagt die Theorie dazu? – 61
Jeder für sich ist ein Nichts – 77
Politiker und Militärs – 97
Die Serben und die Kinder – 102
Wir haben es immer gewollt – 109
Tu es nicht – 113
Rassismus für den gehobenen Bedarf – 131
Keiner mag sie – 164
Allmachtsphantasien – 176
Helden und Intellektuelle – 184
Abschiebehaft für alle – 208
Black or white – 218
Harte Zeiten – 224

**Zwei Diskussionspapiere, ein Vortrag
und ein Nachruf**

Beobachtungen und Thesen –	237
Fragen und Thesen –	245
Deutschland ohne Opposition –	276
Erinnerungen an Eike Geisel –	285
Notizen zum Titel »Harte Zeiten« –	291
Pressestimmen –	293
Register –	301
Publikationsnachweise –	305

Harte Zeiten

Neues vom Dauerzustand

1994

Vorbemerkung

Dies ist das dritte und letzte Bändchen einer Reihe von Studien, welche Jan Philipp Reemtsma ermöglicht hat. Dank seines Vertrauens lebte der Verfasser seit März 1990 auf Kosten der *Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur* als gesellschaftstheoretisierender Privatier. Er genoß den Luxus einer anachronistisch gewordenen Unabhängigkeit und konnte arbeiten ohne Aufsicht, Anweisungen, Präsenzpflcht, Kontrolle.

Geliefert wurden Analysen zur Zeitgeschichte, deren bescheidener Nutzen darin besteht, daß sie die spätere Legendenbildung erschweren könnten. Sie zeigen einerseits, daß die Katastrophe vorhersehbar war, als welche die Wiedervereinigung und der Zusammenbruch des Ostblocks sich entpuppen. Sie zeigen andererseits, daß die katastrophale Entwicklung von fast allen Beteiligten forciert worden ist, und daß keine Gruppe von Gewicht den Versuch unternahm, diese Entwicklung zu verhindern.

Der erste Band, unter dem Titel »Der Weg zur inneren Einheit«¹ erschienen, hielt die Zeit zwischen dem Mauerfall im Herbst 1989 und der Wiedervereinigungsfeier am 3. Oktober 1990 fest. Dokumentiert wurde mittels einer empirischen Massenbewußtseinsstudie, wie die Landsleute beim Start in die neue Epoche ausgesehen hatten. Zu erkennen war, daß der überdrehte Jubel, der einer

¹ »Der Weg zur inneren Einheit. Elemente des Massenbewußtseins BRD 1990«, Hamburg 1991

destruktiven Sehnsucht entstammte, Enttäuschung und Haß mehr enthüllte als verbarg.

Der zweite Band hieß in Anlehnung an den berühmten Katastrophenfilm »Das Jahr danach«.² Die Zeichen deuten und auf Untertöne hören können brauchte man nicht mehr. So klar lagen die Fakten auf der Hand, daß man sie kaum noch interpretieren mochte, weil sie für sich selber sprachen. Wie wenn zwischen der geographischen und der politischen Gestalt ein gesetzmäßiger Zusammenhang bestünde, nahm die Bundesrepublik im Maße, wie sie auf der Landkarte wieder mit dem deutschen Reich kongruierte, auch dessen Wesenszüge an. Möglich war diese Transformation freilich nur, weil sie vom Ausland begünstigt wurde. Was als Rückfall in die Vorkriegszeit erschien, war die Konsequenz des Fortschritts.

Geändert hat sich seither nur, daß die Entwicklung an Stetigkeit gewann, was sie an Dynamik verlor. Sie wurde zum Dauerzustand, dessen Ende nicht in Sicht ist. Der vorliegende Band ist daher ein Schlußbericht.

² »Das Jahr danach. Ein Bericht über die Vorkriegszeit«, Berlin 1992

Abschied ohne Tränen

Rund 40 Nachkriegsjahre lang hatte ein Teil der Welt so ausgesehen, als ließe sich's unter dem Kapital einigermaßen leben. Nicht gerade glücklich und sorgenfrei. Schon gar nicht guten Gewissens. Dafür aber mit Komfort. Es war ein winziger Teil der Welt gewesen, wo man am meisten unter seinen eigenen Pfunden und an Depressionen litt. Hier gab es Vollbeschäftigung, sozialen Wohnungsbau, Lohnfortzahlung im Krankheitsfall und Kriege oder Bürgerkriege nur weit weg.

Bis dorthin sogar, bis in die entlegensten und elendesten Zipfel der Erde, strahlte die Hoffnung aus, daß der privilegierte Teil mit der Zeit immer umfangreicher würde. Wer unten war, schaute erwartungsfroh nach oben. Armutsgebiete wurden Entwicklungsländer genannt. Wo sie hin wollten, hing aber schon das Schild *Geschlossene Gesellschaft*. Auch der ehrgeizigen Jugend in den reichen Ländern versperrte es den Weg hinauf. Langsam verging überall die Zuversicht, irgendwann bekäme jeder seinen Platz unter den *happy few*. Der Gesellschaftszustand reproduzierte seine ideologische Existenzbedingung nicht mehr, nämlich die mit seiner Unerträglichkeit versöhnende Illusion, er werde sich kontinuierlich zum Besseren ändern, denn alles Schlechte an ihm sei Übergangerscheinung und Restbestand, Hinterlassenschaft von Verhältnissen, die man gerade überwindet.

Den Fortschrittsglauben löste Ende der 60er Jahre die Hoffnung ab, bei den Befreiungsbewegungen in der

Dritten Welt das Vorbild und die nötige Kraft zu finden, um ein gesellschaftliches Verhältnis umzuwälzen, auf welches die Formel »Keinem nach seinen Bedürfnissen, keiner nach seinen Fähigkeiten« gepaßt hätte. In den armen Ländern wurden die Hungrigen nicht satt, in den reichen betäubte sich, wer jung, tatendurstig und lebensgierig war, mit Drogen. Der Versuch, aus diesem Käfig auszubrechen, worin die einen nicht zu essen hatten und die anderen zwar konsumieren, aber sich nicht rühren durften, mißlang. Die antiimperialistischen Befreiungskämpfer unterlagen ebenso wie die Protestbewegungen in den Metropolen.

Seither hatte, wie sich ohne Pathos und Übertreibung sagen läßt, die Menschheit keine Zukunft. Verbitterten Alten ähnlich, die sich in der Wohnung verbarrikadieren, weil weder der Glaube ans Jenseits noch die Liebe zu den Kindern sie mit ihrem bevorstehenden Ende versöhnt, kannten besonders die Privilegierten keine Hoffnung und keine Erlösung mehr, nur noch Angst und Verhängnis.

Nicht von der Idee der Rettung, sondern von der des Untergangs waren die apokalyptischen Massenbewegungen der 80er Jahre inspiriert – erkennbar daran, daß an die Stelle von *love-ins* nun *die-ins* getreten waren, kindische Inszenierungen eines Massensterbens mit Särgen, Leichentüchern und Grabkreuzen als Requisiten. Im makabren Klamauk drückte sich die Todesgewißheit von Menschen aus, die das Leben mit den Augen des Massenmörders betrachten, unter dem Aspekt seiner möglichen Vergiftung, Verseuchung, Verstrahlung. »Genieße den Tag, denn wer weiß, was der morgige bringt«, hieß komplementär dazu das unausgesprochene Motto der zeitgleich auftauchenden konsumfreudigen Alternativ-Hedonisten. »Nach mir die Sintflut«, war die Geschäftsphilosophie des unter Reagan und Thatcher gebildeten

kurzlebigen Reichtums. Der Westen glänzte nicht mehr, sein Stern sank schon lange, als er 1989 unverhofft noch mal schnuppern durfte, was ihm wie Morgenluft riechen mußte. Erstmals in der Geschichte wurde das Kapital ein Massenidol. Seiner Verkörperung in der Leitwährung D-Mark jubelte die Menge zu, daß es aussah, als habe Buñuel die Bibelgeschichte vom »Tanz ums goldene Kalb« verfilmt. Die Nacht der Währungsumstellung bot gotteslästerliche Szenen religiöser Verzückung. Für den Westen war der Rausch im Osten die Droge, die ihn einen Moment lang seine eigenen Depressionen und seine Dekadenz vergessen ließ. Scheinbar gestärkt und gekräftigt, ging er aus der ersten Phase des Zusammenbruchs seiner Welt hervor.

Mauer und Stacheldraht in Stammheim hielten, an der Ostgrenze wurden sie wie antikes, herrenloses Bauwerk von Souvenirjägern demontiert. Plötzlich stellten die hinter dem *Eisernen Vorhang* verschanzten und eingegipelten Kommunisten fest, daß der beste Bunker nichts nützt, wenn ihn keiner verteidigen will. Um des bequemeren Machterhalts willen hatten die Ostblockregimes auf weltrevolutionäre Ideen verzichtet. Schneller als die Konkurrenz im Westen wurden sie nun ein Opfer ihrer Anhänglichkeit an den zukunftslosen Status quo.

Auch der Triumph des Siegers freilich war nur von kurzer Dauer. Hinter dem Eisernen Vorhang sollte sich ein gigantischer Absatzmarkt verbergen, ein Jungbrunnen für die in der Überproduktionskrise steckende westliche Industrie. Zum Vorschein kam das genaue Gegenteil davon. Als konkurrenzlos billiger Stahl aus den ehemaligen Ostblockländern den hiesigen Erzeugern die Preise verdarb und den Beschäftigten die Entlassung drohte, fing im Westen das Kopfrechnen an. Dabei stellte sich heraus, daß man für das Monatsgehalt eines deutschen

Arbeiters 16 tschechische bekommt. Im Rückblick entpuppt sich »Das Ende des Ostblocks« als Verwechslungskomödie.

Der Westen meinte, seinen ehemaligen Gegner zu bestatten. Er tat es frohlockend, aber von der Größe des geschichtlichen Augenblicks auch ergriffen. Die Kolumnisten und die Intellektuellen empfanden stark. Sie schürften tief, schöpften Sinn, fanden Bedeutung und fabrizierten daraus pompöse Nekrologe. Es wurde georgelt, was der Leierkasten hergab. Umso mehr Anlaß bestand dazu, als im Sarg die falsche Leiche lag. Die Trauergäste hatten sich zur ihrer eigenen Beerdigung eingefunden. Sie wußten es nur noch nicht.

Drei Jahre später ahnte das sogar Theo Sommer. »Die Krise holt den Westen ein«, war eine düstere Grübelei von ihm in der *Zeit* vom 9.4.1993 überschrieben. »Nach dem Zusammenbruch des Kommunismus wanken nun auch die Fundamente der Demokratien«, klagte er. Und er schloß nicht aus, daß die Verhältnisse »den Menschen als Arbeitskraft so überflüssig machen wie damals der Traktor das Pferd«.

Trübe Aussichten für den Menschen, da er im Unterschied zum Pferd nicht aus bloßer Liebhaberei für den Rennsport gehalten wird. Unter dem Kapital ist er Arbeitskraft oder überflüssig. Läßt seine Arbeitskraft sich nicht verwerten, so wird er, unter bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten betrachtet, zum Problem. Dessen Lösung ist identisch mit seiner Eliminierung.

Im Bewußtsein der Tatsache vielleicht, daß sie auf der Welt nichts mehr zu suchen hätten, sind die Menschen weltweit mit selbstzerstörerischer Aggressivität erfüllt. Nicht nur in Jugoslawien verhalten sie sich, als wollten sie den deutschen Mittelstand beruhigen, dessen Hauptsorge der Übervölkerung gilt.

Statt den auf Selbstdezimierung zielenden Trieb zu bändigen, besorgen die gesellschaftlichen Schutzvorrichtungen sein Geschäft. An der Spitze völkischer, rassistischer und kriegerischer Bestrebungen stehen überall Medien, Regierung, Verwaltung, Justiz und Polizei. Bestenfalls bleiben sie unbeteiligt und lassen den Mob gewähren.

So sahen Anfang Dezember 1992 in Ayodhya starke Sicherheitskräfte seelenruhig zu, wie fanatisierte Hindus eine Moschee zerlegten. Dann trieb das Pogrom von Bombay die muslimischen Einwohner zu Hunderttausenden in die Flucht. 2000 von ihnen konnten nicht mehr fliehen, man hatte sie vorher umgebracht. Vor einer *Jugoslawisierung* Indiens warnte danach die Presse hier. Sie hätte mit gleichem Recht – unter Verweis auf Rostock – von einer *Vermecklenburgvorpommerung* sprechen können, wozu man allerdings eine gelenkige Zunge braucht.

Am 14.11.1992 untersuchte die *FAZ*, warum in Ägypten bewaffnete muslimische Gruppen Touristen überfielen. Offenbar deshalb, weil sich die Eingeborenen am Nil nicht anders fühlen als an Ostsee und Elbe:

»Ein arabischer Politologe der Amerikanischen Universität verglich die Ägypter mit Waisenkindern, die ›verlassen sind von ihrer Staatsführung‹. Er hat gerade in diesen Wochen die, wie er sagt, ›völlige Auflösung der Gesellschaft‹ beobachtet: weder organisatorische Strukturen der Regierung noch eine organisierte Opposition, die den Zorn der Bevölkerung in eine wirksame politische Aktion gegen die Regierung verwandeln könnte.«

Armes Ägypten?

»Bestürzend«, schrieb die *FAZ* am 8.3.1993, sei weni-

ger der Ansehensverlust der Bonner Koalition als die Tatsache, »daß der erlahmenden Regierung keine erstarrende Opposition gegenübertritt«.

Als bedrohlich wurde der Mangel an Opposition von der staatstragenden Presse erkannt, weil solcher Mangel die Regierung selber trifft. Ihr geht es schlecht, wenn sie keinen Widersacher hat. Nicht mal der liebe Gott im Himmel kommt ohne den Gehilfen aus. Wie bei der Treibjagd macht der Teufel den armen Seelen Angst, damit sie unter die Fittiche des Allmächtigen flüchten. Warum soll jemand der Regierung gehorchen, wenn sie ihn nicht vor einem schlimmeren Herrscher schützt? Das ist der Grund, warum die Mächtigen sich starke Gegner wünschen. Es war daher ein herber Schlag für den amerikanischen Präsidenten, als ihm sein Gegenstück im Kreml abhanden kam. Denn seit man die freie Welt nicht mehr vor dem Kommunismus schützen muß, braucht sie auch keinen Führer.

Für die Unterführer heißt das zwar, daß sie sich mehr herausnehmen dürfen, nur tun ihre Untergebenen das auch. Sie nehmen sich an ihrem Boß ein Beispiel und werden aufsässig, patzig, renitent. Vom ersten Mann im Staat bis zum letzten Vereinsvorsteher stehen die Autoritäten vor dem Problem, daß keiner sie respektiert. Seit her läuft in allen Hauptstädten das gleiche Stück, man kannte es unter dem Blödelnamen »Chaos ist machbar, Herr Nachbar«.

Die Handlung ist, daß eine ganze politische Klasse statt zu regieren ihr Heil in einer Art »Aktion Eichhörnchen« sucht. So hat der Zusammenbruch der DDR übrigens auch begonnen. Als Mielke die Fernseher stapelte, hieß das, daß er nur noch auf den Vorrat im Keller vertraute. An seine Befehlsgewalt glaubte der mächtigste Mann im Staat nicht mehr, wie heute die chinesischen Kommunis-

ten nicht mehr an ihre Zukunft glauben mögen. Die *Stuttgarter Zeitung* vom 4.9.1993 berichtet:

»Das Ende des Kommunismus in Osteuropa, der Sowjetunion und in anderen Teilen der Welt scheint unter Chinas Parteikadern eine Art Torschlußpanik ausgelöst zu haben. Im Ungewissen, wie lange ihre eigene Macht noch zu halten sein mag, haben sie mit einer geschichtlich einzigartigen Welle der Selbstbereicherung begonnen. Korruption ist auch in China nichts Neues. Doch sowohl die Höhe der veruntreuten Gelder als auch die epidemische Ausbreitung des Phänomens haben in diesem Jahr einen neuen Höhepunkt erlangt.«

Mit Recht verzeihen die Machthaber im Westen ihren Kollegen aus dem Osten diesen Defätismus nicht. Sie fühlen sich beraubt und betrogen, beraubt ihres Gegners und betrogen um den Sieg.

Der ihnen geschenkte taugte nichts, weil nur erkämpfte Siege einen Wert besitzen. Nach der Schlacht sind die einzelnen geschwächt, manche tot, andere Krüppel, das Kollektiv aber ist gekräftigt. Es hat im Befehlshaber seinen Führer gefunden und gehorchen gelernt, die begangenen Verbrechen und die geleisteten Opfer verbinden. Ewig wie der Tod der Gefallenen und der Ermordeten soll das Bündnis der Überlebenden sein. Die Leichen im Keller sind der Kitt, und manchmal hält solcher Kleister auch eine Weile.

Nichts war von diesem stabilisierenden Effekt im Westen nach dem Zusammenbruch des Ostblocks zu spüren, vielmehr löste der Wegfall des Verhältnisses von Bedrohung, Schutzsuche und Unterwerfung unter eine Führungsmacht jeden Zusammenhalt auf. Nationen verhielten sich wie natürliche Personen. »Viele Gleiche«,

schrieb Freud in »Massenpsychologie und Ich-Analyse«, »die sich miteinander identifizieren können, und ein einziger, ihnen allen Überlegener, das ist die Situation, die wir in der lebensfähigen Masse verwirklicht finden.«³ So war das auch, als innerhalb der Blöcke die Völkerfreundschaft herrschte. Die jeweilige Supermacht spielte die Rolle des Hahns und sorgte auf dem Hühnerhof für Frieden.

Wenn eine solche Masse sich zersetzt, weil die Führungsmacht mit ihrer Schutzfunktion auch ihre Autorität verliert, und weil mit der Autorität des Führers die libidinösen Bindungen zwischen den Gefolgschaftsanhängern zerbrechen, entsteht Panik:

»Ihr Charakter ist, daß kein Befehl des Vorgesetzten mehr angehört wird, und daß jeder für sich selbst sorgt ohne Rücksicht auf die anderen. Die gegenseitigen Bindungen haben aufgehört und eine riesengroße, sinnlose Angst wird frei.«⁴

Kaum noch Ähnlichkeit hat sie mit dem Wonnegraus, an dem sich die Trendbewußten in den todessüchtigen 80er Jahren berauschten. Damals stellte man sich den Untergang als grandioses, in weiter Ferne liegendes und vor allem finales Spektakel vor: Hunderttausende von Toten auf einen (Atom-)Schlag, epidemisch auftretende Vergiftungserscheinungen, ebenso unheilbar wie neuartig und rätselhaft. Einerseits war diese Vision ein paar Nummern zu groß für die Wirklichkeit. Andererseits ähnelte sie insofern der Erlösungshoffnung, als man sich vom Untergang das Ende aller irdischen Qualen versprach.

³ Freud, »Gesammelte Werke«, Bd. VIII, S. 135

⁴ ebenda, S. 104

Heute hat die Katastrophe jede Distanz zum Alltag verloren, nahtlos ist der Übergang zwischen den Bildern von Obdachlosen im reichen Westen und von Flüchtlingen auf dem Balkan. Hier wie dort, dort nur mehr als hier, sieht man abgerissene Gestalten, deren Habe in zwei Plastiktüten paßt. Einzig die Gewißheit, daß dort Krieg ist, suggeriert Abstand.⁵

Weil sie das Elend, welches auch im Westen zur Regel wird, noch als Ausnahme darstellen, spenden die Bilder Schwerverletzter im Krankenhaus von Sarajevo dem hiesigen Publikum Trost. Fälle für die Spezialklinik machen die Tatsache vergessen, daß das Ende als Massenschicksal nicht mit der Undurchführbarkeit schwieriger Operationen beginnt, sondern mit Hunger, Entkräftung, Kälte, Durst und Schmutz. Durchfall, Erkältung, Kinderkrankheiten bringen Menschen um, die ein simpler Warmwasseranschluß oder eine beheizte Wohnung gerettet haben würde. Längst sind vom Verlust solcher Dinge auch die Deklassierten im reichen Westen bedroht.

Um die Ähnlichkeit zwischen fortschreitender und fortgeschrittener Verelendung zu verleugnen, grenzen die Nationen sich verbissener denn je gegeneinander ab. Weil die Bundesrepublik, die vorläufig noch zu den reicheren Ländern zählt, für Flüchtlinge ihre Grenzen schließt, schmachtet man diesseits der Gitterstäbe als eine »Insel der Seligen« den Einzelkäfig an, worin die Menschen desto mehr zu Bestien werden, je weniger sie – als vermeintlich durch einen Zaun von allem Unheil Ge-

⁵ Im Winter 1992/1993 warfen Maschinen der französischen Luftwaffe Lebensmittel über Ost-Bosnien ab. Gleichzeitig erfroren während eines Kälteeinbruchs in Paris neun Obdachlose. Auch in diesem Fall gab es eine *humanitäre Aktion*: Nachts blieben die Metro-Eingänge offen.

geschützte – noch begreifen können, was mit ihnen geschieht.

Mittels selbstgewählter Isolationshaft wollen die vorläufig noch Privilegierten sich vor Ansteckung und Infiltration schützen, was den eingebunkerten Kommunisten so wenig wie früher den Reichen gelang, die sich auf der Flucht vor der Pest in ihre Landsitze zurückzogen. Meist war unter ihnen einer, der sich schon infiziert hatte. Heute vermitteln die Elendsflüchtlinge den verarmenden Europäern das Gefühl, sie müßten lauter Trutzburgen mit Wassergraben und Zugbrücke errichten.⁶ Jeder führt, nach dem Muster der pathischen Projektion, auf äußere Einflüsse zurück, was in Wahrheit von innen kommt. Aller amtlich bestätigten Gewißheit über das Umsichgreifen krimineller Machenschaften im hiesigen Staatsapparat zum Trotz hält der Glaube, organisierte Kriminalität sei in Deutschland ein Import.

Jeder Blick nach außen und auf andere ist einer in den Spiegel. Weil das kein erfreulicher Anblick ist, sagen alle: »Das bin nicht ich.« Wo die Menschen schon zu Lebzeiten so gleich gemacht werden, wie sie es sonst nur vor dem Tode sind, täuscht der falsche Selbstbehauptungswille ihnen vor, sie würden einander immer fremder. Ans Trugbild ihrer Andersartigkeit klammern sie

⁶ Angst vorm Ansturm der Hungernden ist natürlich nicht Ursache des Gefühls, sondern seine Rationalisierung. Die Menschen fühlen sich, wie sie leben. Und sie leben, wie Benjamin es im Jahr 1928 beschrieben hat: »Die Volksgemeinschaften Mitteleuropas leben wie Einwohner einer rings umzingelten Stadt, denen Lebensmittel und Pulver ausgehen und für die Rettung menschlichem Ermessen nach kaum zu erwarten. Ein Fall, in dem Übergabe, vielleicht auf Gnade oder Ungnade, aufs ernsthafteste erwogen werden müßte.« (»Einbahnstraße«, Frankfurt 1972, S. 26). Weil sie dazu auch heute nicht bereit sind, fordern sie die Verteidigung Sarajevos bis zum letzten Mann.

sich, weil sie das Schicksal der Massen weder abwenden noch teilen wollen. Trost finden sie bei begabten und weniger begabten Modedenkern. Dem Publikum und vor allem sich selber reden sie ein, Fremdheit gehöre zu den ersten oder letzten Dingen. Weil sie fremd und anders wären, würden Leute verfolgt, die doch in Wahrheit auf das Allgemeinmenschliche reduziert sind, auf den Hunger und die Sorge um das Dach über dem Kopf. Feindschaft gegen Ausländer, die nicht ausländisch, sondern nur elend sind, ist Feindschaft gegen alle ohne Unterschied. Zwangsläufig setzt die Abdichtung der Nationen gegen äußere Armut sich im Inneren als soziale Ghettoisierung fort, als Aufsplitterung der Gesellschaft in einander feindselig gegenüberstehende, nach Maßgabe ihres Privilegienbesitzes gestaffelte Kasten, die sich als kleinere rivalisierende Banden und Cliques innerhalb der großen befehlen.

So drückt die Zerfallenheit der hiesigen Gesellschaft sich am besten in der Geschlossenheit aus, mit der alle gegen den unkontrollierten Zustrom von Menschen sind. Gestritten wird nur darüber, wie die Pille zu verzuckern sei. Habermas in der *Zeit* vom 11.12.1992:

»Die Rede vom »Mißbrauch« des Asylrechts verschlei-ert den Umstand, daß wir eine Einwanderungspolitik brauchen, die für Immigranten andere rechtliche Optionen öffnet.«

Die *FAZ* vom 11.12.1992 betont, »daß der deutsche Asylstreit eine Art von Realitätsflucht ist angesichts globaler Migration« und »daß es eigentlich um Einwanderung gehe«. Böll-Preisträger Hans Joachim Schädlich im gleichen Blatt, Ausgabe vom 28.12.1992:

»Anstatt allseits über die Möglichkeiten zur Einschränkung des Asylrechts zu reden, hätte vielleicht der Mut zu der unpopulären Aussage aufgebracht werden müssen, daß Deutschland längst ein Einwanderungsland ist und demzufolge eine Einwanderungsgesetzgebung mit klarer Quotenregelung braucht, damit Einwanderungswillige nicht den schmalen Weg über das Asylrecht gehen müssen und als sogenannte Wirtschaftsflüchtlinge diffamiert werden dürfen, die das Asylrecht mißbrauchen.«

Wenn schon die neue Welt eine der Lager wird, wollen die Intellektuellen wenigstens in der Verwaltung sitzen. Drum schwärmen sie von der klaren Quotenregelung, schreiben Bürokratendeutsch und üben sich im Sortieren.

Die Linken, die einmal anders dachten, meinen heute, daß sie neue Einsichten gewonnen hätten. Sie halten sich für klug, wenn ihnen dämmert, was die anderen immer wußten. Die anderen wußten immer schon, daß unter den gegebenen Bedingungen ein stabiler Zaun eine vorteilhafte Einrichtung ist.

Auch die Linken wußten das. Nicht in Unkenntnis dieser Logik, sondern aus Widerstand gegen sie wurden sie Internationalisten. Sie geben den Widerstand auf in genau dem Moment, wo er am nötigsten wäre, weil die Absurdität dieser Logik offensichtlich wird. Es nützt nichts mehr, die Überflüssigen draußen zu halten, weil sie längst drin sind. Es nützt auch nichts, sich bei der Bevölkerung mit falschen Parolen anzubiedern, weil insgeheim alle schlauer sind.

Die Leute sehen, wie die Chancen schwinden, daß man selber zu den *happy few* gehört. Sie ahnen, daß es nicht mehr darum geht, wer verelenden müsse, sondern daß die Alternative alle oder keiner heißt. Sie spüren, daß ihre

eigene Sicherheit auf den Prinzipien beruht, deren Aufhebung sie fordern. Deshalb erwarten sie keine Nachgiebigkeit. Zur Entscheidung steht, ob die Verhältnisse den Menschen angepaßt werden müssen, oder ob den bestehenden Verhältnissen die Menschen anzupassen sind, was ihre Verelendung, Vertreibung, Ausweisung bedeutet. Existierte eine Linke, müßte ihre Forderung heißen: Offene Grenzen.

Das würde auf keinen Fall gemütlich. Die Ankommenen werden keine übertrieben netten Menschen sein. Sie bringen nicht Kultur mit, sondern Haß und Hunger. Sie werden diese Gesellschaft vor die Alternative stellen, ob sie sich ändern oder zusammenbrechen will. Aber vor dieser Alternative steht sie sowieso. Nur daß nichts bleibt, wie es ist, ist sicher. Vor der Zukunft haben alle Angst. Sie wird durch Abschiebungen verstärkt, durch das Elend hinter dem Zaun, nicht durch offene Grenzen. Sie wird gemildert durch die Sicherheit: Was auch kommen mag – niemand wird rausgeschmissen, keiner muß im Elend verrecken, wer er auch sei. Nicht die Anwesenheit der rumänischen Zigeuner, sondern ihre Behandlung macht den Einheimischen Angst, weil sie jeden lehrt, wie es ihm selber ergehen könnte, wenn er nur noch ein bißchen tiefer rutscht. Die Leute würden einem dankbar sein, wenn man sie mit aller Macht zu einer anständigen Behandlung der Zigeuner zwänge. Das gäbe ihnen die Sicherheit, die sie derzeit am meisten entbehren.

Was angesichts der Stimmungslage, der Mehrheiten und der Machtverhältnisse wie Utopie klingen mag, ist in Wahrheit Realismus. Umgekehrt ist es die reine Trümerei, was Realpolitiker für kluge Berechnung halten. Sie ignorieren die Bedeutung der Moral. Der amoralische Asylkompromiß beispielsweise hat vermutlich nicht nur Engholm das Genick gebrochen, sondern der ganzen

SPD. Wäre sie bei ihrer alten Linie geblieben – die Leute hätten sie verflucht und respektiert. Am Ende hätten sie vielleicht sogar die Partei gewählt, die in unsicheren Zeiten ein Minimum an Sicherheit bietet. Ein Minimum an Sicherheit bietet einer, wenn Verlaß darauf ist, daß er bestimmte Dinge unter keinen Bedingungen machen wird. Seit dem Asylkompromiß ist allen, die ihn wollten, klar, was sie selber – etwa Sozialhilfeempfänger oder Arbeitslose – von der SPD zu erwarten haben, wenn dies die Lage erfordert. Seither ist diese Partei – und mit ihr die ganze Linke – dort, wo sie 1933 war, als die Nazis alle Funktionäre abräumen konnten ohne jeden Protest aus der Bevölkerung.

Das nächste Mal würde es wieder ein Abschied ohne Tränen. Wenn dereinst Klose, Schröder, Lafontaine von der Konkurrenz ausgeschaltet und eingelocht werden sollten, wird mancher hoffen, daß die Nachricht ihn nicht gerade beim Essen erwischt, aus Angst davor, er könnte sonst an seinem eigenen Lachen ersticken.

Lange schon, bevor die Welt wieder mal in Schutt und Asche liegt, führen sich alle auf, als würden sie nichts Besseres verdienen.